

**GDR, Sommer 1998**

## **Ein Teil meiner Geschichte**

**Eine persönliche und politische Spurensuche in den fünf neuen Bundesländern knapp zehn Jahre nach der Wende.**

**MICHAEL WALTHER**

Der Mann lobt unsere Kirschen.

Seit der EU bekommen wir solche Qualität hier nicht mehr! Nichts ist besser als Basler Kirschen!

Unsere sind aus der Ostschweiz.

Fast dasselbe! Durch die EU hat Deutschland nur verloren! Und dann erst, was uns die Vereinigung gekostet hat! Milliarden! Sie sollten sich mal vorstellen können, wie das drüben ausgesehen hat. War ja alles kaputt. Die hatten ja nichts. Das waren Milliarden. Alles mit unserem Geld.

Bad Wörishofen. Allgäu. Kaum einen Steinwurf hinter Kempten. Kaum einen Steinwurf vom Bodensee entfernt. Erster deutscher Kneipp-Campingplatz. Freundlich hat uns der Mann auf Standplatz 14 eingewiesen. Ein Campingplatz Kneipperinnen und Kneipper, das ergibt den ruhigsten, erholsamsten Campingplatz der Welt.

Der Mann stammt aus Lörrach. Es gefällt ihm, wieder einmal Schweizer vor sich zu haben und "schwäbeln" zu können.

Gut, sind ja unsere Landsleute, relativiert er, plötzlich selber über seine Tirade erschreckt. "Aber dann sollen sie es wenigstens zufrieden sein!" Dann noch der Überschlag zu den richtigen Ausländern. "Die nutzen uns aus..." usw.

Man braucht nicht ins Gebiet der Ex-DDR zu fahren, um Erkundigungen über die Wende und den Wandel zu machen. Der deutsch-deutsche Unterschied durchzieht Deutschland von unten bis oben - in den Köpfen.

Kastl, Oberpfalz, einen Tag später. Die beiden Männer um die 35 aus Frankfurt, die in dem kleinen Gasthof abgestiegen sind, könnten auch aus Zürich stammen. Sie machen Urlaub mit ihren Kindern, das heisst Urlaub für ihre Frauen, die zu Hause geblieben sind. Es sind emanzipierte Männer, der eine arbeitet bei der Gewerkschaft, der andere in der Werbung, das Gespräch geht über dieselben Dinge wie bei uns: Wie überhitzt die Preise in der Wirtschaftsmetropole noch sind. Was man für die Krankenversicherung bezahlt. Was dafür geleistet wird. Die Gewinne der Grossfirmen sind trotz Krise fett. Die Unternehmer geben nur nichts davon zurück. Die einen zocken eben ab. Die andern verlieren. Die Schere geht auseinander.

Nur beim Thema "neue Bundesländer" schweigen die beiden, wie wenn hier etwas Unaussprechbares läge. Auch die Wirtin kann nicht verstehen, wieso wir in die Ex-DDR

fahren wollen. Schliesslich fährt man gewöhnlich zu ihr in die Ferien. Ich lerne: Mit der Ankündigung der neuen Bundesländer als Reiseziel macht man sich nicht beliebt.

Typischerweise kann man die genaue Stelle der früheren Zone beim Übertritt nicht sehen, als wir beim Grenzort Hof Westdeutschland verlassen.

Übrig geblieben ist auf den ersten Blick von der alten Zeit nur noch wenig. Nach einigen Kilometern landeinwärts, entlang der tschechischen Grenze, kann ich am Zaun eines Fabrikgebäudes das Emblem des Bauern- und Arbeiterstaats entdecken, verrostet. Während der ganzen Reise sehe ich kaum ein halbes Dutzend der Abertausenden von Schildern, die ehemals das System bezeichneten, definierten, stützten.

Übrig geblieben ist über weite Strecken das deutschdemokratische Einheits-Häusergraubraun, das einerseits mit einem Mangel an Farbe zu tun hatte und sich andererseits mit dem – auch durch die Nase unvergleichlichen – Niederschlag aus Trabimotoren und Kohlekraftwerken ideal kombinierte.

Übrig geblieben sind die grossen, birnenförmigen, manchmal in Dreiergruppen weit über die Strassen hineingebeugten Strassenlaternen.

Komplett geändert hat das Strassenbild. 90 Prozent des Privat- und Nutzfahrzeugparks ist in den vergangenen Jahren ausgetauscht worden. Einen Trabi fährt noch, wer sich einen Westwagen nicht leisten kann oder will. Sonst dienen Trabis bestenfalls noch als Blickfang beim Gebrauchswagenhändler. Als Blumenkübel. Einen grellbemalten Trabi fahren ausgesprochen viele Jugendliche mit wenig Geld aus Opposition gegen das System und die Systeme. Sie verwandeln Trabis dann manchmal in schlecht isolierte Resonanzkörper für laute Technomusik.

Vor jedem mittleren Ort hingepflanzt worden ist in den vergangenen Jahren dasselbe Ensemble Tankstelle, Aldi-, Tip-, Penny-, Netto- oder wie sie heissen -Supermarkt, McDonalds und Baumarkt. Nichts unterscheidet somit an dieser Stelle mehr das Hüben vom Drüben.

Gebaut wird wie verrückt. Viel Bausubstanz ist verludert, ein Schandfleck für das System, das das Geld in Sicherheit, Überwachung und die am Volk vorbeigestohlenen Pfründen pumpte. Umgekehrt ist noch viel Substanz erhalten geblieben und somit reparierbar. Im Westen haben die Häuserbesetzer retten geholfen, was nach dem Krieg an alten Häusern noch vorhanden war, im Osten die Sozialisten.

Schliesslich erlebt man bei der Fahrt durch die ehemalige DDR auf Schritt und Tritt, dass es sich historisch um das grosse Deutschland handelt. Die Niedlichkeit und Zuckerbäckerromantik des mittleren Deutschlands fehlen vollkommen.

Bei Auerswalde der erste Stau, der bereits Kilometer vor dem Stadttinnern beginnt. Wagen um Wagen dreht ab im Versuch, die Kolonne auf irgendwelchen Strassen zu umfahren. Seit der Wende hat der Fahrzeugpark zahlenmässig stark zugenommen. Die in Innenstädten noch häufig kopfsteingepflasterten, in den Dörfern häufig nicht einmal geteerten Strassen vermögen den Verkehr nicht zu schlucken. Was man mit dem sprunghaft angewachsenen Verkehr im Osten Deutschlands anfangen soll, wird den Planern noch Kopfzerbrechen machen.

Ab auf die Autobahn. Nach dem Kopfsteinpflaster innerorts sagen nun die Betonplatten, aus denen die Bahn zusammengesetzt ist, den Stossdämpfern schöne Grüsse. An den Raststätten fehlen vorderhand die schönen künstlichen Welten, die es im Westen gibt. Mövenpick hat dieses Feld im Osten Deutschlands noch nicht entdeckt. Verpflegung geschieht, wenn überhaupt, romantisch an einem selbstgemachten, von Privatpersonen hingestellten und betriebenen Imbisspavillon.

Was ich suche, ist ein Teil meiner Geschichte. Mein Grossvater ist an der Ostfront verschollen. In Chemnitz lebt ein Bruder von ihm und dessen Frau, also mein Grossonkel und meine Grosstante.

Die Schilderung der misslichen Lebensverhältnisse von Tante Gisela und Onkel Gerd gehört zu meiner Kindheit. Auf dem nussholzigen Stubentisch meiner Grossmutter in einer Mietwohnung in der Schweiz lagen jeweils Prospekte mit den Abbildungen von Konsumgütern aller Art. Man konnte sie den Verwandten "drüben" gegen Devisen kaufen. Vom Fernsehgerät über den Waschautomaten bis zum Wartburg oder sogar zum Volvo gab es alles, wahrscheinlich alles überteuert, vor allem der Volvo, der zu einem sensationellen Preis von vielleicht damals 50 000, 60 000 Mark zu haben war. Ich erinnere mich an die Schimpfereien meiner Grossmutter über das DDR-Regime. Ich erinnere mich an die Empörung darüber, dass die Pakete, die man zu Weihnachten schickte, wieder geöffnet angekommen seien, die eingelegte Zehnernote wieder gefehlt und der Zollbeamte die und die Wurst bei der Kontrolle mitlaufen lassen habe.

Mein Grossvater, im Erzgebirge aufgewachsen, war als Textilentwerfer nach St.Gallen gezogen. Zu Kriegszeiten verlieren Ausländer ihre Arbeit als erste. Mein Grossvater, in der Rolle des Ernährers auf Einkommen angewiesen, suchte Arbeit in Deutschland und fand sie in einer Teppichfabrik in Wurzen, während der Krieg schon im Gange war. Das Aufgebot folgte per 1. Mai 1941. Ein oder zweimal Urlaub. Meine Grossmutter wartete dann noch bis 1946 in Wurzen auf Nachrichten.

Meinen Grossvater kenne ich bestenfalls aus den Erzählungen meines Vaters; mein Grossonkel lebt. Er ist heute 83. Ich habe mich nie darum gekümmert. Rational überlegt ist er derjenige, der meinem Grossvater am meisten ähnelt. In einem Jahr könnte es zu spät sein.

Ich bin in St.Gallen aufgewachsen und habe 35 Jahre lang mehr oder weniger in der Ostschweiz gelebt. In der Schweiz ist mein Familienname bedeutungslos.

Meine Stadt ist Chemnitz. Hier begegne ich meinem Namen auf Schritt und Tritt. In einer Telefonzelle blättere ich nach. Die Liste derer, die meinen Familiennamen tragen, geht über vier, fünf Spalten.

Chemnitz ist hässlich. Die Innenstadt ist mit wenigen Ausnahmen dominiert von immensen Betonkästen, die in den sechziger Jahren in die Bombenlöcher gebaut wurden. Sie ist durchzogen von fünfzig Meter breiten Paradedstrassen, der Pomp und der Gigantismus der sozialistischen Regime, die den Menschen klein machen. Trotz gegenläufigen Vorzeichen führen alle Systeme zu denselben Auswüchsen von Grösse und Trostlosigkeit.

Um 19 Uhr sind die Strassenzüge praktisch menschenleer.

Ein Hotel zu finden, das war keine grosse Sache, obwohl das Hotelverzeichnis, das ich mir am Bahnhof hatte geben lassen, nicht viel mehr als ein Dutzend Adressen enthalten hatte. Wir hatten uns im Hotel Europa einquartiert, einem Kasten, wie sie früher zur Unterbringung von Funktionären dienten, der wie ein umgebautes Spital aussah und heute von einer westdeutschen Hotelkette betrieben wird.

Die Zimmerordnung ist noch Russisch angeschrieben. Die Preise liegen wie bei allem anderen nahezu auf demselben Niveau wie in Westdeutschland. Nur gibt es in den neuen Bundesländern viel weniger Möglichkeiten, Geld zu verdienen.

Praktisch unmöglich ist es, ein Restaurant zu finden.

Nach zehn Minuten entdecken wir in einem parallelen Strassenzug ein Asien-Restaurant und schlagen es aus. In der Nähe des Rathauses schliesslich finden wir ein neues, mit einigen rustikalen Elementen versetztes Restaurant, das im Zwischengang eines Einkaufszentrums eingebaut ist, lokale Küche anbietet und von der Chemnitzer Bevölkerung besucht wird.

Soweit sie es sich leisten kann. Es ist ein Restaurant für die Schön und Reich. Im Eingang postiert ein Security Guard. Früher die Vopo und Volksbespitzler, die einen fernhielten. Heute die Sicherheitsbeamten, welche alkoholabhängige, arbeits- und obdachlose Osis aus den Publikumszonen sperren.

Menschenleer tropfen die Unterstände der Zentralhaltestelle, die gleichzeitig Hunderte von Trampassagieren umschlagen kann, vor sich hin, als wir das Restaurant um 21 Uhr verlassen. In den Zwischenräumen der Betonplatten spriessen die Grasbüschel.

Die Strasse der Nationen ist eine einzige Baugrube. Am Geschäftshaus, das früher die SED-Bezirksleitung beherbergte, zieren heute die Aufschriften aller bedeutenden west- bzw. gesamtdeutschen Verbände und Handelsvertretungen die Briefkästen.

Vis-à-vis die Karl-Marx-Büste, der Bart von Marx im gut fünf Meter grossen Gesicht. Um das Fünfzehnfache wird Marx allerdings vom Hotel Mercure im Hintergrund überragt, Symbol des Handels und eines Systems, das die Mythologien nicht mehr kennen muss.

Ich verschicke einige Postkarten. "Mercure", Rathaus, Opernhaus und Petrikerche sind darauf enthalten, aber nicht die Büste, die bis 1990 das Wahrzeichen von Karl-Marx-Stadt war.

Kirche, Opernhaus und Chemnitzerhof sind Altbauten und daher optisch der angenehmste Teil des Chemnitzer Zentrums. Vom Frühstückssaal des Hotels Europa hat man auf diese Gebäude einen tollen Ausblick. Im Morgenverkehr wirken die Strassen nicht mehr so übergross, öd, gottverlassen.

Ein Lastwagen einer Zügfirma fährt vorbei. Das Auto trägt meinen Familiennamen.

Wir haben Transportunternehmungen, Stahlbauunternehmungen, vermieten Krane, führen Hotels, Garagen, Fahrschulen, wir produzieren Artikel für den Skibedarf und handeln Immobilien.

Wir sind bei mir zu Hause.

Die Wilhelm-Weber-Strasse liegt ein Stück die Dresdnerstrasse raus in einem angenehmen, ruhigen, bewaldeten, fast villenhaften Wohnquartier. Das Wohnhaus, in dem Grossonkel und Grosstante leben, ist allerdings höchst einfach, aber intakt. Der Hausgang riecht scharf nach Salpeterlauge. Das Treppenhaus wird neu gemalt.

Die beiden erwarten den Gasmann und wollen mich erst nicht hereinlassen, sind dann aber umzustimmen und schliesslich offen gerührt. Die Namen der Verwandten, die in der Schweiz leben, werden aufgezählt, Jahrezahlen. Es ist ein heisser Vormittag. Mein Grossonkel trägt eine kurze Hose. Sein linkes Knie ist gelb geschwollen, von Knorpeln verwachsen, von den Bändern nicht mehr gehalten und stark nach aussen gebogen. Nachbarn bringen das Nötigste. Die beiden verlassen das Haus kaum mehr. Zum Arztbesuch geht es mit dem Taxi. Wenngleich einfach, die Wohnung zeigt keinerlei Anzeichen von Verwahrlosung. Mit dem Geld kämen sie hin. Es gibt trotz den einfachen Umständen keine Bitterkeit, keine Ausländerfeindlichkeit. Mich freut das. Meine Vorfahren sind angenehme, freundliche Leute, mein Grossonkel eher feingliedrig und zurückhaltend, die Grosstante gefühlvoll, vom Alter einerseits und von unserem Besuch andererseits etwas rührselig gemacht. Nur etwas Trauer hängt über dem alten Paar. Früher konnte man nicht reisen, heute hätten wir die Zeit und die Möglichkeit und sind zu alt.

"Martina Wegner, Inh., Mittagstisch von 11 bis 14 Uhr."

Im Speiselokal "zum scharfen Eck" in einer Biegung in Diethensdorf, einem Kaff zwischen Chemnitz und Rochlitz, ist nicht viel los. Eine einzige Familie sitzt in der Gaststube. Die Stimmung ist eher deprimiert, trotz schönen Wetters.

Durch das reizvolle Chemnitzer Tal sind wir aus der Stadt herausgefahren. In den entgegenkommenden Verkehr aus Mittelklasse- und Kleinwagen hatten sich teure, neue BMW, Mercedes und dicke Jeeps gemischt. Da Wessis sich nach der Wende in den neuen Bundesländern keine angesiedelt haben, stelle ich mir die Frage, wer die sein mögen, die in den dicken neuen Wagen sitzen, was die Betreffenden im alten, sozialistischen System gemacht haben und was sie heute tun.

Hinter dem Haus des "scharfen Eck" steht ein einheitsgrauer Trabi. "Es läuft nicht viel", sagt Wegner, die in der Küchenschürze an den Tisch kommt, weil sie die Küche und den Service gleichzeitig macht. "Nein, es ist auch an den Abenden nicht besser. Die Leute sind verbittert. Sie haben kein Geld. Auch die Nachbarschaft ist zerbrochen. Jeder ist nur noch für sich. Ich sag' Ihnen, 50 Prozent der Leute aus dem Dorf wissen nicht, wie es hier drinnen aussieht und kennen meinen Mann nicht, obwohl wir schon seit fünf Jahren hier sind. Hier auf dem Bild, sehn Sie, das ist mein Ältester. Für die Kinder, wofür sonst lebt man noch. Ein Freibad suchen Sie? Gleich da oben, wenn Sie den Berg Richtung Rochlitz hinauffahren, sehen Sie rechts einen Baggersee. Da gehen wir immer hin. Freibäder vermag man ja nicht mehr. Sind ja viel zu teuer."

Der Eintritt ins Freibad "Dreibrücken" in Wurzen kostet nach 16 Uhr nur noch vier statt der sechs Mark. Überall wird umgebaut. Überall hängen Schilder "Diese Baumassnahme wurde ermöglicht mit Geldern des Bundes, des Freistaats Sachsen und der Kreisstadt Wurzen". Auch das Bad ist komplett neu. Geschlungene, gelbe Rutschbahn. Diverse Becken. Das Kinderbecken ist ganz liebevoll in Schiffsform aufgebaut, mit grossem Mast versehen und mit blauen und weissen Fliesen ausgekachelte. Blühende Rosen stehen am Rand der Becken. Viele Kinder, unter ihnen schon runde Mädchen, schwimmen ohne Badekleid. Überbleibsel einer Körperkultur des Ostens, die Freiheit des Körpers gehört

zum Sozialismus, unterdrückte Körper und Doppelmoral sind Sache des Kapitalismus und der Westlichkeit.

Bis 19 Uhr beleben das Bad mehrere hundert Leute. Dann beginnt ein Gewitter. Eine Stunde später ist nicht nur das Bad, sondern in der ganzen Stadt alles ausgestorben.

\*\*\*

"Was möchte das Kind zum Frühstück? Kaffee, Tee, Kakao? Haben wir alles zu Hause!" fragt, sagt und freut sich der Wirt des Hotels, in dem wir logieren, eins von zweien in der Stadt. Dass in einem Hotel Tee, Kaffee und Kakao vorhanden sind, braucht an sich nicht gesagt zu werden. Die Aufzählung verweist auf Zeiten, in denen es nicht selbstverständlich war, dass man das alles zu Hause hatte.

"Schovit", sofortlösliches Schokoladegetränk mit Vitaminen, hergestellt in 24918 Flensburg, Schleswig-Holstein. "Tamara", Sauerkirschenkonfitüre, hergestellt in 33054 Paderborn, Nordrhein-Westfalen. "Strothmann", Multifruchtjoghurt, hergestellt in 33334 Gütersloh, Nordrhein-Westfalen. Wer immer heute für Gesamtdeutschland Güter, Beton, Autoteile oder Reiseangebote, produziert, tut dies mit Standort Germany West, sei es Aachen, Nürnberg, München oder Memmingen. Für die westdeutsche Wirtschaft bedeutete die Vereinigung einen gewaltigen Wachstumsschub. Die Erstellung einer deutsch-deutschen Handelsbilanz wäre aufschlussreich. Die Ziffer, die den innerdeutschen Handelsexportüberschuss von West- nach Ostdeutschland bezeichnete, gigantisch. Die westdeutschen Industrieführer müssen der Vereinigung händereibend entgegengesehen haben. Sie wussten, die rückständigen Betriebe des Ostens sind für uns kein Problem.

"Die wollten unsere Konkurrenz gar nicht. Die habn ja auch alles im Überfluss im Westen", sagt der Hotelier. In der Mühle, deren Türme alle anderen Gebäude überragen, die der Stadt vor hundert Jahren zur wirtschaftlichen Blüte und zu einem Eisenbahnanschluss an der Linie Dresden - Leipzig verhalf, ist nichts mehr los. "Neulich haben in der Stadt wieder zwei Gaststätten schliessen müssen", sagt der Hotelier.

Er erzählt mit reflektiertem, reduziertem Tonfall. In seiner Stimme liegt nichts Aufbrausendes, Gehässiges, wie üblich, wenn sich bei uns jemand beklagt. Früher senkten DDR-Bürgerinnen und -Bürger automatisch die Stimme, wenn sie etwas von Belang erzählten, und sie hielten die Hand vor, wenn sie sich beklagten. Die Beherrschung des Mannes muss mit dieser alten Gewohnheit zu tun haben.

"Wir haben es nicht gut heute. Aber was früher war, brauchen wir auch nicht mehr. Hätten es nie gebraucht." Der Mann ist 1954 geboren. Ich begegne Menschen, mit denen Geschichte geschrieben wurde.

"Die Alte Nischwitzerstrasse suchen Sie? Die liegt gleich bei der Kaserne. Wir haben Gottseidank nicht allzuviel davon mitbekommen. Eine halbe Million Russen lebten offiziell in der DDR. Aber wenn man sie sah, dann waren es sicher noch mehr. Wir waren ja fast eine russische Kolonie. Die haben da unten richtig gehaust. Die Soldaten haben sie wie die Hunde behandelt. Nur die Offiziere haben es gut gehabt. Wenn es Bananen gab, dann haben immer sie das bekommen. Alles war immer gleich weg."

Dass wir ferienhalber unterwegs sind, kann auch hier niemand richtig verstehen. Die Geschichte, dass ich das Haus sehen möchte, in dem mein Vater eine Weile lang lebte,

ist da willkommen. Und doch gehe ich von nun an in die Offensive und erkläre, dass auch für mich die DDR bis vor zehn Jahren geschlossen war und dass mich das Land interessiert.

Die Nischwitzerstrasse liegt am untersten Ende der Stadt, unterhalb des Stadtparks. Ich finde die Teppichfabrik, die herabgekommene Fabrikantenvilla, die mir der Hotelier beschrieben hat, die heute zum Verkauf steht, und auch den Kanal, in dem mein Vater einmal als kleiner Junge nahezu ertrunken war.

"Die Hausnummer weiss ich nicht mehr", hatte mein Vater gesagt. "Es war ein grosses Haus mit vier Balkonen, das damals neu gebaut worden war. Ich nehme an, dass es noch steht."

In der Nummer 10 wohnt ein Wolfgang Walther.

Die Kaserne liegt ein Stück weiter oben. Man braucht fünf Minuten, um den Komplex aus einem Dutzend riesiger, öder Ziegelsteingebäude abzufahren. Alles ist verlassen, überwuchert, vernagelt oder eingeschlagen, ölig. Beim Haupteingang stehen ein paar Kleinbusse. Ein Handwerkertrupp ist dabei, das Gelände vor dem Abbruch der Gebäude zu dekontaminieren.

Wahrscheinlich war es das Haus Nummer 11. Es hat vier Briefkästen. Die Balkone sehe ich nicht. Wahrscheinlich sind sie auf der vorderen, der Strasse abgewandten Hausseite.

Von der Kaserne bis hier herunter ist es nur ein Steinwurf. Man muss von hier aus das Gegröle der Soldaten gehört haben, wenn sie Ausgang hatten, wenn sie sich austobten, besoffen waren.

Was hat meine Grossmutter bewogen, mit ihrem kleinen Sohn ausgerechnet in dieses, am weitesten ausserhalb der Stadt und am nächsten bei der Kaserne gelegene Haus zu ziehen? War es allein der zu Kriegszeiten knappe Wohnraum? Was musste sie tun, um an Informationen über ihren Mann heranzukommen, der an der Ostfront lag?

Meine Geschichte hängt auf eigenartige Weise mit derjenigen des grössten Verbrechers dieses Jahrhunderts zusammen. Wäre mein Grossvater nicht nachrichtenlos verschollen, hätte meine Grossmutter keinen Grund gehabt, ihn über den Krieg hinaus von Wurzeln aus suchen. Hätte sie sich nicht vor dem Mauerbau entschieden, zurückzugehen, wäre nicht die Schweizerin, die meine Mutter ist, die Frau meines Vaters geworden, und es würde mich in dieser Form nicht geben.

Der Bahnhof liegt auf der anderen Seite der Stadt. Bis Leipzig ist es mit dem Zug eine halbe Stunde.

Bad Muskau. Oder-Neisse-Linie. Vor dem Zoll über die Brücke nach Polen steht eine mehrere hundert Meter lange Autoschlange. Im Ort geht es zu und her wie an einem Volksfest. Unablässig gehen auch zu Fuss Leute über die Brücke und kehren eine halbe Stunde später nach dem Ausflug in die Einkaufszentren auf der anderen Seite der Neisse wieder. Mit zwei Stangen Zigaretten. Einem menschengrossen Gartenzwerg. Einem Meerschweinkäfig. Oder auch nur ein paar PET-Flaschen Zuckerwasser.

Immer wieder lassen sich von hier weg von den rotschwarzgelb gestrichenen Grenzpfählen aus die gleichgefertigten weissrotgestreiften Grenzpfähle erspähen.

Auch in Forst. Die Arbeitslosigkeit in manchen Quartieren der Textil- und Industriestadt, die zu DDR-Zeiten die zweitreichste Stadt war, soll bei 60 Prozent liegen.

Um 18.45, an einem Samstag abend Mitte Juli, an dem alles zum Flanieren gemacht ist, ist in der Stadt alles ausgestorben. Über einen der Hauptplätze kommen drei Kids mit einem Pizzakarton in der Hand daher. Drei Taxis stehen leer herum. Die Kids setzen sich ins goldene Abendlicht auf einen der öffentlichen Bänke. Man muss hart sein, noch dazu in dieser historisch vorbelasteten Gegend, geht es mir durch den Kopf, wenn man jung ist und nicht irgendwelchen Naziparolen aufsitzen will.

"All die schöne Arbeit, die wir hatten", sagt Petra Kirchmann, bei der wir für zwei Nächte ein Zimmer genommen haben: "das hat sich gegenüber DDR-Zeiten geändert."

Die Familie hat es weit gebracht. Im geräumigen, aus- und angebauten Haus am Stadtrand wohnen auch Sohn und Schwiegertochter und die Enkelkinder. Ein Hausflügel lässt sich vermieten. Das Grundstück ist gut und gern seine dreissig Meter breit und geht nach Einfahrt, Haus, Werkstatt, Hühnergehege und Garage noch fünfzig Meter weiter. Es gibt Hühner, Enten, Kaninchen, Blumen, Gemüse, Obst, selbst Trauben. Jedes Gitter, jeder der dicken, gusseisernen Pfähle des Hühnergeheges musste damals erst einmal erfindungsreich beschafft werden, denke ich.

"Material konnte man ab und an noch ein wenig bekommen. Aber das ging alles nicht, ohne dass man sich ein bisschen half", sagt Gerd Kirchmann. Wenn er einmal abtritt, wird er es zu mehr gebracht haben, als bei uns der Durchschnitt. Eine Platte, eine Wohnblocksiedlung ist eine Wohnblocksiedlung, ob in Dresden, Düsseldorf, Paris oder Catania. Was den Osten Deutschlands von der Schweiz unterscheidet, ist der Platz, sind die Wiesen und Gemüsegärten, die hinter den Häusern beginnen, auch wenn deren Braungrau noch so schmucklos ist.

Die Pizzeria, woher die drei Jugendlichen mit ihrem Stoff gekommen waren, entdecken auch wir nach einer gewissen Zeit. Wir haben die Wahl zwischen 26, 30 und 32 Zentimetern Durchmesser. Pro Pizza gibt es einen Treuebon, nach vierzehn Bons eine Pizza gratis. Die Lieferung nach Hause ist kostenfrei, nur bei Lieferung ausserhalb des Stadtgebiets werden drei Mark berechnet.

Das Lokal liegt an einer Kreuzung und ist einem Wohnblock vorgebaut. Es ist das Quartier mit den 60 Prozent Arbeitslosigkeit.

Die Sicht auf die Kreuzung wird von dicken Hecken verstellt. Ein paar Tische auf dem Vorplatz. Im Rasen sind Blumen gepflanzt. Ein Plasticstorch. Die Imbissbude mit Küche und Ofen.

"Das wäre früher alles nicht möglich gewesen", sagt Heinz Schöbel, der etwas über die sechzig ist und den Laden aufgebaut hat. Das Geschäft ist täglich zwischen 10 und 23 Uhr geöffnet, im Sommer mit Garten, im Winter, wenn der Wind von der Ostsee her durch Berlin-Brandenburg pfeift, nur in der mit einem Gasofen geheizten Bude.

An zwei zusammengerückten Tischen sitzen sechs Jugendliche, vier Männer, zwei Frauen, die Männer kurzgeschoren. Die Blicke beim Hereinkommen sind feindselig.

"Seit ich 1993 geöffnet habe, habe ich keinen Tag zugehabt. Was glauben Sie, was mich das Geschäft gekostet hat? 200 000. Es geht, wenn man eine Frau hat, mit der man gut arbeiten kann. Noch zwei Jahre, dann habe ich den Laden abbezahlt. Man muss nur aufpassen, dass man nicht krank wird. Ich mach Ihnen ne 12-Zentimeter-Pizza für Ihr Kind. Sagen Sie's nur den anderen Kunden nicht. Ist nicht auf dem Programm. Sonst wollen das gleich alle auch."

Zwei junge, eher freakig angezogene Frauen kommen daher, um sich eine Pizza zum Mitnehmen machen zu lassen. Ich bekomme den Blick mit, mit dem einer der Männer den Frauen folgt. Er ist zugleich voll Hass und Lusternheit. Ich überlege mir, ob Schöbel noch Zeit haben wird, den Laden abzuzahlen. Ich überlege schon, wie meine Lederjacke, mein Ohrring und wie die bunten Zehennägel meiner Freundin wirken, ich beginne mir Gedanken zu machen, wie ich mich verhalten würde, werde, wie ich mich verhalten hätte. Mir wird wohler, als die Gruppe geht. Mehrere von ihnen, auch die Frauen, sind fett von ungesunder Nahrung. Einer von den Männern ist um die eins-neunzig. An seinem Gurt klemmt ein Messer.

Schöbel, der den Typen körperlich nie gewachsen wäre, scheint 's nicht aus der Ruhe zu bringen. "Wer Arbeit will, findet auch Arbeit", sagt er sogar. Ich denke, dass er das nicht mehr laut sagen sollte.

"Und, woher kommen Sie? Ach, aus der Schweiz? Muss ja bildschön sein. Irgendwann werden wir auch da hinfahren, das ist sicher. Schicken Sie uns eine Karte von da drüben."

"Drüben", sagt Schöbel, er wird immer "drüben" sagen.

Ostsee, die Badewanne Berlins. Als Urlauber fällt man am Ort, wo (Ost-) Deutschland Ferien macht, nicht mehr auf.

Unübersehbar ist die Präsenz der Nationalen Partei Deutschlands. In Anklam, Lilienthalstadt, 30 Kilometer von der polnischen Grenze, 20 Kilometer vom Stettiner Haff und 30 Kilometer von den Stränden der Ostseeinsel Usedom entfernt, ist die Hälfte der Buswartehäuschen mit ihren Wahlplakaten vollgeklebt, rot, weiss, schwarz: "Das erste Mal: Deutschnational." "Wir sind die echte Opposition." "Die Jugend braucht Zukunft. Die Zukunft sind wir." Abgebildet sind ganz unmissverständlich zwei Glatzen mit schlagbarem Unterbau. Die Werbung mittels Skinheads als Identifikationsfiguren ist schockierend, das bushausfüllende Format des Plakats schmerzhaft.

"Freiheit hat ihren Preis", sagt Herbert Fischer, der auf dem Land, wenige Kilometer ausserhalb von Anklam, zu Hause ist und bei dem noch eine Ferienwohnung frei war. Nach dem Krieg hat Fischer eine Schnapsbrennerlehre gemacht, während DDR-Zeiten im im ansässigen volkseigenen landwirtschaftlichen Betrieb gearbeitet. Auf seinem Grund und Boden stehen drei Häuser. Wiese und Garten so gross wie ein Fussballfeld. Die Pflaumen fallen einem ins Maul. Unter dem Vordach eines der Nutzgebäude lagern Zwiebeln und Kartoffeln kistenweise. "Die Tomaten hätte ich eher haben können, aber ich war im Frühjahr zu faul", sagt Fischer. Die Ferienwohnung ist phantasievoll und etwas gar in Leichtbauweise zusammengeflickt, dafür geschieht die Begrüssung mit einer grossen Schachtel Gratiseier. Auf der Wiese gibt es keine Begegnung, ohne dass man nicht ein paar Bohnen oder eine Gurke in die Hand gedrückt bekommt. "Die Mehrheit der Menschen auf der Welt leben ohne Strom, mehr als die Hälfte sind mangelernährt, habe ich neulich gelesen. Was für einen Grund sollte ich also haben, mich zu beklagen."

Die kaputte Jugend lagert draussen vor den Supermärkten. "Prima leben und sparen", heisst der Slogan der Supermarktkette namens "Plus". Um die paar Glatzen mit Bomberjacken vor dem Eingang, auch wenn sie jünger sind als ich, mache ich beim Essiggurken-, Brot- oder Milchholen lieber einen Bogen. Die Mädchen, die neben diesen romantischen Figuren, Sprossen des Lands der Dichter und Denker, heute offenbar keine Wahl mehr haben, sitzen nebenan im staubigen Gras. Sie warten, bis etwas geschieht.

Unter den jungen Männern wird die Glatze bald einmal zur Normfrisur geworden sein. Im Supermarkt drinnen für 2 Mark 20 erhältlich und folglich nachgefragt ist das rechtsextreme Hetzblatt des Münchner Verlegers Gerhard Frey, das diese Woche mit "DVU vor 'historischem Sieg'?" titelt und unter vielem anderem, ähnlichem, schauderhaften Videos, eine Who's-who-Liste mit jüdischen Zeitgenossen Deutschlands feilbietet.

Am Strand steht einer aus einer Gruppe vom Sand auf, rülpst, hüllt sein Wertvollstes in ein Badetuch mit aufgedrucktem Nackedei und schlüpft nachher in eine Kampfchore. Anzeichen von Angewidertsein ersichtlich sind bei den jungen Frauen, die mit von der Partie (Partei) sind, keine.

In Peenemünde, wo Wernher von Braun am Anfang noch im Wettstreit mit den Amerikanern für die Nazis Bomben baute und – nahtlos übernommen von der NVA wie Prora – bis 1990 die Marine des Ostblocks lag, gehen sie gruppenweise ins Historisch-Technische Museum, um sich am Kriegsgerät gleich zweier Militärdoktrinen aufzugeilen, aufzubauen. "Nationalisten für" oder "gegen" etwas steht auf ihren T-Shirts, so nah, um es genau zu lesen, mag ich nicht hingehen. Sie sind laut, breitbeinig, raumfüllend und bedrohlich. "Du sollst nicht töten." Die Kapelle nebenan, 1993 als Friedenshort eingerichtet, werden sie nächstens einschlagen. Ich sehe schon die Zeitungsnotiz vor mir.

Hinter den Jungen, so denkt man sich, stehen jene Alten, die von ihrem Nazigedankengut nie gelassen und nur ein paar Jahrzehnte lang geschwiegen haben. Der Weg von den Turnschuhen zu dem Sturmschuhen scheint nicht mehr weit.

Zu Hause in der Ferienwohnung lassen wir zum Frühstück "Willi" von Konstantin Wecker ganz zu Ende laufen.

Am Haus vorbei rollt ein Wartburg über das Kopfsteinpflaster. Ein wenig verströmt das die Romantik einer vergangenen Zeit.

"Schönen Urlaub! PDS" schreibt per Motorflugzeug Gysi den ganzen Sandstrand Usedom's lang in den Himmel. Wo Parolen sind, sind auch Gegenparolen. Und doch, irgendetwas ist hier zu schnell gegangen.

*Alle Namen von Privatpersonen ausser dem Namen Walther sind geändert.*

*Ich schrieb den Text, ohne ihn zu Beginn der Reise geplant zu haben, am 1. August 1998 im Ferienappartement des Herrn Wegmann bei Anklam, Mecklenburg-Vorpommern, während meine Familie badete, und bot ihn nach meiner Rückkehr verschiedenen Medien an. (Roger de Weck, damals Chefredaktor der „Zeit“ würdigte ihn als interessant; bei den „Zeitbildern“ der NZZ befand man, dass er nicht über das Tagebuchniveau herausgehe; erwähnt sei auch noch das Urteil des Roger Köppel, „Das Magazin“: „Wir finden Ihren Text nicht schlecht geschrieben, würden aber das Thema, wenn wir es in dieser Grundsätzlichkeit abgehandelt haben wollten, einem Autor geben, der sich bereits einen Namen gemacht hat.“ – Da weiss man dann jeweils Bescheid. Inzwischen haben wir ja*

*auch viel über ihn gelernt.) Unter dem Titel „Irgendetwas ist hier zu schnell gegangen – Eindrücke eines Eidgenossen, der sich im grösser gewordenen Deutschland auf Spurensuche begab“ erschien der Text – eingeschlossen des Abdrucks des Konterfeis des besagten Eidgenossen – im „Neuen Deutschland“, der gleichnamigen Nachfolgezeitung des vormaligen Parteiblatts, und zwar am denkwürdigen Freitag, 2. Oktober (Vortag des achten Jahrestags der Wiedervereinigung von 1990) und am denkwürdigen Mittwoch, 7. Oktober (Gründungstag der Deutschen Demokratischen Republik 1949). Bzw. der zweite Teil war auf den 7. Oktober eingeplant. Der erste Teil hatte aber eine solche Wut unter den „Neues Deutschland“-LeserInnen ausgelöst (Grundton: „Stellt den Schweizer Käse zurück ins Regal“), dass die (excusé nicht erstmals in ihrer Geschichte erpressbare) Redaktion den zweiten, bereits produzierten Teil zurückzog.*